

BUCHBESPRECHUNGEN

Theologie und Erfahrung

Deselaers, Manfred: „Und Sie hatten nie Gewissensbisse?“ Die Biografie von Rudolf Höß, Kommandant von Auschwitz, und die Frage nach seiner Verantwortung. Leipzig: Benno Verlag 1997. 424 S., geb., DM 39,—

Diese vielschichtige Dissertation wurde unter dem Titel „Gott und das Böse im Hinblick auf die Biografie und die Selbstzeugnisse von Rudolf Höß, Kommandant von Auschwitz“ von der Päpstlichen Theologischen Akademie in Krakau angenommen, aber auch von Professor Bernhard Casper an der Universität Freiburg im Breisgau mitbetreut. Der Autor ist ursprünglich Priester des Bistums Aachen, lebt seit 1990 in Auschwitz und wurde von seinem Bischof zur Mitarbeit am dortigen „Zentrum für Dialog und Gebet“ beauftragt. Seine Untersuchung ist vor allem eine Frucht des Wunsches, als Deutscher zum Frieden und zur Versöhnung beizutragen, und ein Impuls zur Gewissenserforschung im Hinblick auf die kirchliche Praxis in der Zukunft.

Im Unterschied zu vielen anderen Beiträgen, die das unauslotbare Thema „Auschwitz“ zu behandeln versuchen, bleibt die Theodizeefrage als solche in dieser Arbeit „ausgeklammert, wenn sich auch Aspekte zu ihrer Erhellung ergeben“ (233). Man mag diese Einschränkung bedauern, sollte sie aber schon zu Beginn zur Kenntnis nehmen, um das eigentliche Anliegen des Autors nicht zu überfordern. Er konzentriert sich streng auf die Beziehungen zu Gott bzw. zum Bösen, die sich in der Biografie von Rudolf Höß tatsächlich zeigen.

Der erste historische Teil der Arbeit bemüht sich um die sachliche Darstellung seines Lebens und hält sich mit Wertungen zurück. Es geht um die konkreten Geschehnisse in Auschwitz und um das Selbstverständnis von Höß, aber auch um die Perspektive der Opfer, wie sie in den zahlreichen Zitaten zum Ausdruck kommen. Der zweite Teil bietet ohne direkte Bezugnahme

auf den Holocaust zunächst grundlegende Reflexionen über Strukturen der Güte, des Bösen und der Erlösung. Um das dunkle Geflecht von freier Entscheidung, Fremdbestimmtheit und göttlicher Zulassung im Leben von R. Höß einigermaßen zu durchleuchten, benutzt der Verfasser vor allem philosophische und theologische Kategorien von E. Levinas, S. Kierkegaard und R. Ricoeur. Daß diese Literaturauswahl darüber hinaus begrenzt sein mußte, ließ sich bei der unüberschaubaren Fülle von einschlägigen Versuchen wohl kaum vermeiden. Ein Leser, der das hohe Abstraktionsniveau nicht scheut, wird für die gewonnenen Einsichten trotzdem dankbar sein, zumal sie ausschließlich für die letztlich angezielte Interpretation der biografischen Zeugnisse ganz konkret eingesetzt werden. „Wir brauchen eine Kultur, die zu Menschlichkeit, Herzlichkeit und Liebe erzieht, also auch zu Offenheit, Verletzlichkeit und Armut“ (407).

Wie der Verfasser schon zu Beginn seiner Arbeit, die sehr viel unveröffentlichtes, historisches Material bietet, nüchtern hervorhebt, will er zur fachhistorischen Diskussion keine eigenen Thesen und auch keine psychologischen oder soziologischen Analysen vortragen. Er beschränkt sich vielmehr auf die Frage: Wie kann ich als gläubiger Christ dem Kommandanten von Auschwitz begegnen und weiter verantwortet als Glaubender leben? (16) Diese Frage hat er meines Erachtens überzeugend beantwortet.

Franz-Josef Steinmetz SJ

Wollbold, Andreas: Kirche als Wahlheimat. Beitrag zu einer Antwort auf die Fragen der Zeit. Würzburg: Echter 1998. 462 S., brosch., DM 56,—

Gerade jemand, der sich durch den Titel dieser Habilitationsschrift provoziert fühlt, sollte in ihr lesen. Daß er sie ganz lese, wünscht sich zwar der Autor. Doch er gibt im Vorwort Abkürzungswege an, auf denen man sich das Wesentliche zu eigen machen kann.

Wer Bedenken gegen den Begriff Wahlheimat hat oder dagegen, daß die Kirche dem suchenden Menschen dies sein könne und solle, müßte eigentlich alles lesen. Er wird seine Bedenken wiederfinden. Der Heimatbegriff hat sich gewandelt.

Der Mensch von heute versteht darunter nicht so sehr seine Wurzeln als vielmehr seine Lebenswelt, die er braucht, vorfindet und sich auch in Freiheit schafft. Sogar durch Statistiken wird die Mobilität des heutigen Menschen dargestellt. Die Kirche darf sich jedoch nicht unter diejenigen einreihen, die ihm Heimat bieten wollen. Immer wieder wird betont, daß Gott es ist, der dem Menschen Heimat schafft. Die Kirche kann nur der Ort der Begegnung mit Gott sein. Der Begriff *Communio* spielt eine große Rolle. In der Sache schon in der Hl. Schrift zu finden, steht er heute in der Diskussion. *Communio* und Amt sind keine Gegensätze. Der Autor befaßt sich kritisch mit den Pastoralplänen vor allem deutschsprachiger Bistümer. Wie wird Gemeinde zur Heimat? Sie ist nicht mit ihr gleichzusetzen, darf sich nicht vor der Welt verschließen, muß auch offen bleiben für andere Gemeinschaften im innerkirchlichen Raum, die Menschen zur Wahlheimat werden.

Das Buch bleibt nicht bei Strukturproblemen stehen. Es geht um die Erneuerung im Glauben, für die allerdings auch geeignete Strukturen wichtig sind. Man spürt die heutige Diskussion um die Zukunft der Kirche, auch wenn man gelegentlich dabei dem Fachgespräch von Pastoraltheologen zu lauschen scheint. Der Praktiker kommt vielleicht nicht auf seine Kosten. Das war wohl nicht der Sinn dieser Arbeit. Aber auch der Theoretiker wird nicht mit allem einverstanden sein, etwa mit dem Gedanken, - der auch begründet wird-, daß die Liturgiereform des II. Vatikanischen Konzils durch eine weitere Liturgiereform vollendet werden müsse, die aus dem Volke Gottes komme (393). Wie soll das geschehen? Angesichts der Freiheit des einzelnen, der sich heute seine Wahlheimat gern selbst schafft, darf die Kirche ihren Ursprung nicht vergessen. Das ist dem Autor durchaus klar. „Wie also wird Kirche zur Wahlheimat?“, fragt er gegen Ende des Werkes (391), vielleicht selbst etwas überwältigt von der Problematik. Seine Antwort: es lasse sich im einzelnen nicht vor-schreiben. Al-

le *Communio* komme aus der Kraft Gottes, zu der sich auch die sichtbare Kirche in Differenz wisse.

Vielleicht hätte die Vorläufigkeit auch kirchlicher irdischer Wahlheimat noch mehr herausgehoben werden müssen. Gott wollte, daß Abraham aus seinem Land ausziehe. Jesus fordert auf, alles zu verlassen, um ihm zu folgen. Unsere Heimat ist der Himmel, heißt es in der Hl. Schrift. Vielleicht könnte die Rückbesinnung auf die Pilgerexistenz des Christen hilfreich sein und in dieser Frage zu größerer Gelassenheit führen.

Wolfgang Hoffmann SJ

Schreiner, Josef: Der eine Gott Israels. Gesammelte Schriften zur Theologie des Alten Testaments III. Hrsg. von Erich Zenger zum 75. Geburtstag des Autors. Würzburg: Echter 1997. 333 S., brosch., DM 68,-.

Der in Fachkreisen seit langem renommierte Autor dürfte einem weiteren Publikum von biblisch Interessierten vor allem als Mitherausgeber der Neuen Echterbibel (Das Alte Testament), deren Jeremias- und Baruch-Kommentar und deren Ergänzungsband 1: Die Theologie des Alten Testaments (1995) er verfaßt hat, bekannt sein. Seine dort bewiesene Fähigkeit, durch eine saubere wissenschaftliche Exegese zu einer biblischen Theologie hinzuführen, bei der immer das pastorale Anliegen zu spüren ist, tritt auch in dem vorliegenden Band III seiner Gesammelten Schriften deutlich zu Tage.

Teil I enthält Beiträge zur „Gottesbotschaft“ des AT. Hoffnungsvolle Parallelen zur heutigen Situation springen ins Auge, wenn man dargestellt bekommt, daß der entschiedene Eingottglaube sich einer Zeit größter Verunsicherung verdankt, denn „der Monotheismus (ist) die großartige Antwort auf die babylonische Gefangenschaft und die Bewältigung der Glaubenskrise, die durch die Zerstörung Jerusalems und des Tempels entstanden war“ (21). Auf die Quellen der Erfahrung eines den Menschen ansprechenden und ihm konkret begegnenden Gottes verweist der Aufsatz zur „Personwirklichkeit Gottes im AT“. Der den Menschen anrufende und ihn einfordernde Gott ist, so wird in einem weiteren Beitrag deutlich, auch die Mitte des sogenannten „Kultischen Dekalo-

ges“ von Exodus 34, 11–26. Und schließlich bringt uns der Autor den biblischen Hintergrund des Johanneischen Wortes vom Guten Hirten durch Ezechiel 34 nahe.

In Teil II sind Beiträge zum Thema des Geschichtsverständnisses und zur Bedeutung der Tradition im AT versammelt. Dies leitet über zum Teil III. Er besteht in dem hochwissenschaftlichen sowie umfangreichen, für das „Handbuch der Dogmengeschichte“ publizierten Beitrag: „Eschatologie im AT und in der Zeit zwischen den Testamenten“. Die Entwicklung der eschatologischen Erwartungen wird detailliert nachgezeichnet, und zwar bis zu jenen apokalyptischen Sichtweisen, auf die sich das NT bezieht und ohne die dessen Eschatologien nicht zu verstehen sind.

Der Teil IV versammelt verschiedene (etwas heterogene, aber für sich durchaus interessante) Beiträge unter dem Thema „Das AT im Leben der Kirche“. So wird der Stellenwert untersucht, den das II. Vat. Konzil dem AT gibt und wie es unter dem Leitgedanken vom „Tisch des Wortes“ (DV 21) zu seinem tieferem Verständnis anzuleiten sucht. Themen sind sodann die Gewichtung des AT im theologischen Studienablauf und der AT-Hintergrund der Kilians-Vita in Bezug auf die dort angemahnten Heiratsverbote. Der Teil V enthält ebenso schöne wie anregende geistliche Vorträge zur Spiritualität des AT (für Exerzitienleiter, die sich mit dem AT schwer tun, eine Fundgrube!). Seinem Charakter als Geburtstagspräsent gerecht werdend schließt das Buch mit einer umfassenden Bibliographie des Autors.

Josef Schmidt SJ

Reemts, Christiana: Vernunftgemäßer Glaube. Die Begründung des Christentums in der Schrift des Origenes gegen Celsus. (Hereditas. Studien zur Alten Kirchengeschichte 13) Bonn: Borengässer 1998. XIX/225 S., geb., DM 52,—.

„Auffallend im Vergleich zu anderen Religionen ist, daß das Christentum schon in den ersten Jahrzehnten Glaubensformeln entwickelte, deren Annahme oder Ablehnung über die Zugehörigkeit entschied“ (3). Gegen deren Wahrheitsanspruch wendet sich um 180 der Mittelplatoniker Celsus mit der Schrift *Alethes Logos*: Gott könne sich nicht konkret erfahrbar gemacht haben; man dürfe

den Einzelnen nicht überschätzen; Glaube statt Vernunftwissen sei eines Gebildeten unwürdig. Als Auftragsarbeit verfaßt dagegen Origenes um 250 eins seiner spätesten Werke, im griechischen Urtext erhalten.

Die Bonner Dissertation stellt daran vier Fragen (8). 1. Wie sieht es das Verhältnis von Glaube und Vernunft? Es geht um vernünftigen = begründeten Glauben, im Augustinischen Dreischritt: Vernunft – Glauben – Vernunft. 2. Was an Begründung läßt sich erwarten und fordern? Nicht nach Gründen schauen Dummheit oder Vorurteil; wir im Feld von Glaubwürdigkeit (pithanón) und Wahrscheinlichkeit (eikós) bedürfen ihrer. Höher steht indes die Gottes-Wahrheit, die keine Begründungen braucht. 3. Wie argumentiert Origenes? a) Er plausibilisiert seine Sicht aus der Sache wie der Glaubwürdigkeit der Zeugen (weniger durch klassische Autoritäten, aber durch Verweis auf andere Beispiele) und greift seinerseits die Glaubwürdigkeit des Gegners an, führt seine Argumente ad absurdum und zerpflückt sie in sprachlich-logischer Analyse. b) Seine Argumente gewinnt er aus dem philosophischen und biblischen Gottesbegriff, der Einheit der Welt, Prophezeiungen und Wundern; aus der Einzigkeit Jesu Christi, dem höheren Alter der biblischen Wahrheit und dem Erfolg des Christentums. 4. Wie wertet Origenes die Argumente? Nach ihrer Kraft für einzelne Adressaten. Sein Hauptargument ist aber die Überzeugungskraft der Gestalt Christi. Das erklärt seine erstaunlichen Reserven gegenüber dem (eigenen) Argumentieren: Die Gründe könnten den Grund verdunkeln, Rechtfertigungsversuche faktisch den Glauben verleugnen.

Der Mensch aus sich kommt nicht zu sicherer Wahrheitserkenntnis; andererseits muß eben darum die Offenbarung Gottes, obzwar menschlich unerfindbar, doch wahrscheinlich sein, um uns zu erreichen. In ihr zeigt Gott selbst sich als lebendig und frei; seine Transzendenz erscheint als Moment dieser seiner souveränen Freiheit.

So weit das Kern-Referat. Nicht sichtbar macht es die methodische Bewußtheit und Reflektiertheit der Untersuchung, in sorglichem Einbezug der Sekundärliteratur, mit Registern zu Bibel, Origenes, antiken, modernen Autoren und griechischen Begriffen, sowie die Fülle an Einzelbeobachtungen und

-klärungen in klarer und unprätentiöser Sprache. – Wie hätte ein heutiges *Contra Celsum* auszusehen?
Jörg Splett

Bauer, Karl-Adolf/Josuttis, Manfred:
„Daß du dem Kopf nicht das Herz abschlägst“ Theologie als Erfahrung. Erwägungen zum Pastoralkolleg als Ort erfahrungsbezogener Theologie. Mit einem Geleitwort von Eberhard Bethge. Düsseldorf: Presseverband der Evangelischen Kirche im Rheinland e.V. 1996. 144 S. DM 19,80.

Wie Seelsorger und Seelsorgerinnen zu einer geistlichen Erneuerung geführt werden können, ist das Anliegen dieses eher versteckt publizierten Buches. Hineingestellt ist dieses Anliegen in den Zwischenraum der sich oft mit eigenem Absolutheitsanspruch gebenden Felder „Wissenschaft“ und „Praxis“. Hier soll erreicht werden, daß die Theologie erfahrungsbezogen und die Praxis nicht allein von Expertenwissen bestimmt wird. Abgehandelt wird die Frage an der Institution des „Pastoralkollegs“, das in den evangelischen Landeskirchen im Kontext von Fortbildungsangeboten einen profilierten Platz einnehmen soll.

Der das Gewicht des Buches ausmachen- de Beitrag von Karl-Adolf Bauer (13–132) setzt mit einer Grundlegung ein, die zur Folie aller folgenden Entfaltungen wird. In einer erhellenden Auslotung der Begriffe „Übung und Erfahrung“ wird der Grundvortrag der religiös-christlichen Orientierung – auch im Blick auf den lebenslangen kirchlichen Dienst – entfaltet, verlängert durch Überlegungen zur Erneuerung des Pfarrerstandes aus der Zeit der Barrner Bekenntnissynode 1934 und durch die Grundanliegen D. Bonhoeffers. Im zweiten Teil wird die Konzeption des Pastoralkollegs als Initiative zur Sammlung der Pfarrerschaft nach der Katastrophe des 2. Weltkriegs an der Arbeit von Georg Merz historisch und theologisch reflektiert. Der dritte Teil profiliert das Pastoralkolleg als Ort erfahrungsbezogener Theologie und verleiht ihm im Ensemble der Fortbildungsangebote einen charakteristischen Platz, insofern es sich gerade um die Person des Pfarrers/der Pfarrerin müht. Ein Vortrag des praktischen Theologen Manfred

Josuttis (133–144) erweist sich als beredetes Plädoyer für die Spiritualität als Erfordernis der praxis pietatis und stimmt darin mit dem Grundduktus des vorangegangenen Teils überein.

Daß nur jemand, bei dem der „Brückenschlag zwischen Herz und Kopf“ (P. Lapide) gelingt, als Amtsträger lebendig und stimmig leben kann, daß genau an dieser ganzen Person zwar nur mittelbar, aber doch vielfältig gearbeitet werden kann, so daß das Profil einer geistlichen Existenz sich herausbildet, – das ist das engagiert vorgetragene Anliegen und Ergebnis dieses Bandes. Dabei wird die markante Problemanzeige der Trennung von Theologie, Praxis, Frömmigkeit und Leben mit hermeneutischer Umsicht, die vor Kurzschlüssen bewahrt, und mit menschlichem Verstehen angegangen. In Aufnahme der Tradition wird deutlich, daß das Theologietreiben einer entsprechenden Lebensform (monastische Theologie) bedarf, auf die das Pastoralkolleg Antwort zu geben versucht. Eine behutsame, genaue Sprache ebenso wie eine konzentrierte, mit manchen Entdeckungen und Akzentsetzungen kolorierte Nachzeichnung der historischen Entwicklung des Pastoralkollegs wie auch Seitenblicke, die zur Entfaltung von Implikationen des Grundgedankengangs und -anliegens (z.B. geistliche Theologie, 77ff; Liturgie, 80ff) führen, wie auch fundamentale Entfaltungen (z.B. zum Erfahrungsbegriff, zum Verhältnis von Gottes-, Selbst- und Nächstenliebe 109–132), lassen in der Lektüre das komplexe Problemfeld erstehen, und zwar so, daß sich das Ziel immer wieder neu profiliert. Daß in der beachtlichen Belesenheit des Hauptautors wie auch in seiner theologischen Erarbeitung ein ökumenischer Geist wirkt, sei eigens hervorgehoben. Wohl nur ein aus vielen Quellen gespeistes Lebenswissen und Interesse an der Person läßt sich eine im guten Sinne unaufgeregte, klare und konsequente Analyse wie auch die erfahrungsbezogene Hilfestellung und Konzeption zu einem Glaubenslernweg – nicht nur für Hauptamtliche in den Kirchen – im Feld heutiger gesellschaftlich-kirchlicher Situation erstehen. Wo immer es um Ausbildung und Bildung kirchlicher Amtsträger geht, sollte dieses Buch ernsthaft zu Rate gezogen werden. Man kann ihm nur auch ökumenische Früchte wünschen.
Paul Deselaers

Steinfurt, Dirk: Societas Sympathica. Die Zukunft der Kirche nach Dietrich Bonhoeffer und Karl Rahner. (= Studien zur systematischen Theologie und Ethik, Bd. 11) Münster: LIT-Verlag 1997. 270 S., geb., DM 49,80

In seiner Dissertation möchte Steinfurt (= St.) den Blick auf das Wesen der Kirche richten, um so eine Orientierung für ihre Zukunft als *societas sympathica* zu gewinnen. Die Analyse der Ekklesiologien von Dietrich Bonhoeffer (= B.) und Karl Rahner (= R.) im 1. und 2. Teil soll zur Wesensbestimmung der Kirche anleiten. Im 3. Teil bringt St. den Märtyrer der Bekennenden Kirche und den bedeutenden Theologen des 20. Jhs miteinander in ein imaginäres ökumenisches Gespräch. Dessen weiterführendes Ergebnis skizziert der Vf. kurz im 4. Teil.

„Kirche ist nur Kirche, wenn sie für andere da ist“ – mit diesem von St. fast refrainartig wiederholten Wort B.s resümiert er dessen Ekklesiologie. *Stellvertretung* sei nach B. der christologische Grundbegriff, der die Pro-Existenz der Kirche für eine religionslos gewordene, weltliche Welt begründe. Wichtig ist zweifellos St.s Feststellung, daß B. die Kirche als wesentliches Moment der Offenbarung versteht: Gottes Wort muß sich im Hörer ereignen. Kirche ist daher die *Communio* des trinitarisch-communalen Gottes mit dem Menschen.

Zu Recht profiliert St. ebenso R.s trinitarische Ekklesiologie: Gottes Wahrheit, die in Jesus Christus enthüllt ist, wird durch den Geist der Liebe im Glauben der Kirche angenommen, und zwar irreversibel-siegreich, d.h. unfehlbar bis zum Jüngsten Tag. Zur ökonomischen Trinität, die die immanente enthüllt, gehöre darum nach R. die Kirche. Diese sei aber kein Selbstzweck; sie diene dem Heil der Welt, das Gott allen Menschen anbietet. Deren Selbstvollzug sei darum implizit auf Christus und seine Kirche hingebordnet.

Das sich an Christus orientierende Für-Sein der Kirche macht St. zur Plattform des imaginären Gesprächs zwischen B. und K. Die Sakramente verdichten das in Christi Gnade heilswirksame Engagement der Kirche für die Menschen; sie verdichten im Zeichen insbesondere Gottes Heils-Wort als Grund der Kirche. Auch das Amt beziehe

seine Berechtigung allein aus dem Für-Sein: aus dem Dienst am allgemeinen Priestertum. Kirche möchte St. schließlich als *societas sympathica*, d.h. als Gefährtschaft verstehen, in der man sym-pathisch, also mitfühlend, mitleidend, Gottes Tragen des Menschen in Christus zum Maß des eigenen Handelns macht.

Die leicht lesbare Arbeit von St. provoziert zum Nachfragen. Das geforderte Für-Sein kirchlichen Handelns wird dezidiert moralisch gedeutet; dadurch scheint die theologische Dimension des *Pro* überblendet. Auch Jesu ProExistenz wird vor allem als moralisches Vorbild vor Augen geführt, dem die Kirche zu folgen hat. Auf Widerspruch muß St.s These stoßen, daß die Priesterweihe nur das expliziere, was implizit das allgemeine Priestertum darstelle (203f.). Demnach wäre der geweihte Priester erst der explizite Christ. Das will St. natürlich nicht behaupten. Aber dann muß man das Verhältnis zwischen Amt und Gemeinde anders, nämlich relational definieren. So kennt R. ein auf den Primat des Für-Seins Christi zeichenhaft verweisendes Vorweg des Amtes in Bezug auf die Gemeinde und für diese. Auch nach B. steht die Gemeinde unter dem verkündigten Wort. Daß die Gemeinde immer auch hörende und von Christus geleitete Gemeinde ist, muß sich in der inneren Struktur der Kirche darstellen. Andernfalls ist die Kirche nicht auch strukturell das Symbol für Gottes Offenbarung in Christus.

Michael Schulz

Zechmeister, Martha: Gottes-Nacht. Erich Przywaras Weg negativer Theologie. (Religion – Geschichte – Gesellschaft, Fundamentaltheologische Studien Bd. 4) Münster: Lit Verlag 1997. 340 S., geb., DM 78,80

Das Werk E. Przywaras SJ (1889–1972) ist ein Steinbruch moderner Theologie und modernen Denkens. Seine (unvollendet gebliebene) „*Analogia Entis*“ (1932) setzt einen Fixpunkt im ökumenischen Gespräch (K. Barth, E. Jüngel); die engagierten Beiträge zu moderner und alter Philosophie, moderner und alter Literatur bündeln das Denken eines halben Jahrhunderts; die Gespräche (Edith Stein, Reinhold Schneider) und Gedichte zeigen den feinsinnigen Seelsorger.

Vorliegende Wiener Habilitation geht unter den Vorzeichen der „Gotteskrise“ („Theodizeeverweigerung“, Prof. J. B. Metz) Przywaras Theologie nach. Geschickt schlägt sie – nachdem einige biographische Daten Grundlinien entworfen haben – in die Theologie Przywaras vier Schneisen hinein. Mit Thomas: „bis an die Grenzen des Metaphysischen“; mit Augustinus: „Zerbrechen des ‚Idealen‘ in durchlittener Geschichte“; mit Luther: „Reformation als ‚schöpferische Katastrophe‘“; mit Kierkegaard: „‚Unglückliche Liebe‘ – Geburt des Glaubens“. Immer deutlicher kommt eine Theologie zum Vorschein, die sich dagegen wehrt, das Verhältnis des Menschen zu Gott im systematischen Begreifen zu verankern: weder in vergangener Seinsphilosophie, noch im modernen „Aufblähen“ des Subjekts, des Bewußtseins. Und so kann ein letztes Kapitel zusammenfassend sich auch gegen Fehldeutungen Przywaras wehren. Gegen den evangelischen Systematiker E. Jüngel kehren sich fast die Fronten um: während dieser doch noch einen festen Erfahrungsboden zur Gottesfrage haben will, zerschlägt Przywara auch noch dies. So zeigt Zechmeister am Schluß, daß Przywara das moderne Denken vom „Anderen“ (der grundsätzlich nicht zu vereinnahmen ist) vorausgenommen und christlich (vor H. U. v. Balthasar) eine Karsamstagstheologie entworfen und gelebt hat (Przywara leider nicht erwähnte, tragische Krankheit gehört wohl auch hierher).

Das Buch, das Przywaras dialektisches Denken zu oft auch in dessen formaler schwieriger Sprechweise wiedergibt, ist durch gute Gliederung, sprechende Überschriften und ein gutes Sachregister leserfreundlicher geworden. Dem heutigen Leser kann es drei Sichten öffnen: auf Przywara selbst, auf die Situation unserer Zeit, und auf die spannungsreiche, aktuelle Antwort, die der christliche Glaube dazu bereit hält.

Josef Sudbrack

Kirsten, Elke: Heilige Lebendigkeit. Zur Bedeutung des Heiligen bei Bernhard Welte (= Europäische Hochschulschriften. Reihe XXIII Theologie, Bd. 624). Frankfurt a. M.: Peter Lang 1998. 326 S., kart., DM 89,–

Bis heute wird nicht selten mit dem Heiligen das Abgesonderte, Überweltliche und

Außergewöhnliche verbunden, das religiöse Virtuositum (Max Weber) oder der heroische Tugendgrad (so die wichtigste nachtridentinische Bedingung einer Kanonisation). Dem kontrastiert ein inzwischen breiter Strom von Denkern, die das Heilige eher als Tiefendimension aller Wirklichkeit begreifen. Nur so dürfte ja die allgemeine Berufung zur Heiligkeit, von der das II. Vatikanum spricht, glaubhaft und vor allem anziehend gemacht werden können. In diesem Zusammenhang wird allerdings selten Bernhard Welte genannt, und auch in der Rezeption seines Denkens spielt seine Suche nach der Wirklichkeit des Heiligen keine bedeutende Rolle (22–26). Dennoch kann die Eröffnung eines Zugangs zum alles durchdringenden heiligen Geheimnis, wie die in Tübingen erstellte Dissertation Kirstens nachdrücklich belegt, als Angelpunkt für das Werk des Freiburger Religionsphilosophen verstanden werden. Dieser wurde zwar in seinen späteren Schriften sparsamer im Umgang mit dem Wort „heilig“, verstand die dahinterstehende Wirklichkeit aber dafür um so umfassender: Mehr und mehr wird ihm der ganze Mensch in seinem Personkern und nicht bloß seine Vernunft nur aus dem Gründen im Geheimnis des Heiligen begreifbar (vgl. etwa 62). Es aufzuspüren, ihm widerfahrend sich zu verwandeln, ja in seinem „unterirdischen Lebensstrom“ (247) erst zum eigenen Selbst zu gelangen, indem man sich selbst überschreitet, ist der Zielpunkt seiner Anthropologie: die „heilige Lebendigkeit“ (vgl. 40. 43).

Die Autorin legt zunächst Weltes Bestimmung des Heiligen aus der Analyse eines Daseins dar, für das Erfahrung mehr ist als das Begreifen von diesem und jenem, sondern eine spezifische Weise des In-der-Welt-Seins. Weltes eigener, noch über den ihm nahestehenden Heidegger hinausgehender Beitrag zur Frage ist dabei die Verbindung von Widerfahrnis und tief personaler Erfahrung in der Begegnung mit dem Heiligen, das sich überall, besonders aber im Erleben der Grenze alles Endlichen durch Tod, Schuld und in der Liebe zeigt. Doch dieses Erfahren-Können ist zweifach verschüttet, nämlich durch die selbstgewählte Isolation im Bösen und dann neuzeitlich durch den Versuch, die Welt willentlich zu packen und zu beherrschen, anstatt sie sich von sich aus zeigen zu lassen. Dagegen stellt Welte sein Bild vom

Menschen, nach dem dieser erst dann in einem „transzendentalen Identitätsgeschehen“ (u. a. 20) zu sich selbst kommt, wenn er sein „Selbstseinwollen“ (129) zugunsten eines Teilhabens am alles durchwaltenden Urgrund des Seins öffnet. Positiv stellt Kirsten nach Welte schließlich dar, wie ein „Leben aus dem Ursprung“ des Heiligen (247) den Menschen erst für die Gestalt Christi als des vollkommen in Gott gründenden Menschen, für eine persönliche Gläubigkeit und für ein geisterfülltes christliches Leben bereit macht.

Gerne dürfte ein Leser der behutsam Welte nachgehenden, ja nachlebenden Darstellung Kirstens folgen. Daß bei einem solchen „weniger wissenschaftlich-analytischen als meditativ synthetischen Umgang mit den Texten des Autors“ (30) die Arbeit am Begriff oder die Auseinandersetzung mit der argumentativen Stringenz Weltes in den Hintergrund tritt, kann deshalb nicht erstaunen. Eine solche mögliche Weiterarbeit läge etwa in der Auseinandersetzung mit anderen Vorstellungen vom Heiligen, in der Frage seiner Verarbeitung philosophischer Einflüsse oder in der des Verhältnisses von Weltes Schöpfungs- und Seinsfrömmigkeit zur Unableitbarkeit der Gestalt Christi (vgl. dazu bereits 294–311). *Andreas Wollbold*

Häring, Bernhard: Ich habe deine Tränen gesehen. Trostbuch für Kranke und ihre Wegbegleiter. Freiburg: Herder 1998 (Neuausgabe). 111 S., kart., DM 19,80

Wer fromme, salbungsvolle Worte über Krankheit und Leiden erwartet, geht mit diesem schmalen Band fehl. Bernhard Häring, der am 3. Juli 1998 im Alter von 85 Jahren gestorbene international bekannte Moraltheologe, hat beides, Krankheit und Leiden, lange Jahre am eigenen Leib erfahren und durchlebt. Er weiß, wovon er spricht.

Unpräntiös, beinahe sachlich und dennoch im Innersten betroffen berichtet er von seinen Erlebnissen als junger Sanitätsfeldwebel im Krieg, der den Tod zum ersten Mal in vollem Ausmaß zu Gesicht bekommt, und davon, wie er einige Jahrzehnte später „aus heiterem Himmel“ mit der Diagnose Kehlkopfkrebs konfrontiert wird. Er erzählt von seinen Operationen und Krankenhausaufent-

halten, von seinen Gedanken und seinem Glauben in diesen Zeiten schmerzhafter Behandlungen. Schließlich verliert B. Häring seinen Kehlkopf, muß mit Hilfe einer besonderen Atemtechnik neu sprechen lernen. Er wird bestrahlt, die Nebenwirkungen der notwendigen Medikamente machen ihm zu schaffen. Gehirnkämpfe stellen sich ein. Es liest sich wie eine Litanei des Leidens, und doch ist sein Erzählen ein Lied der Hoffnung, das einen tiefen Mut zum Leben und Freude an allem Schönen auch inmitten von Krankheit und Schmerzen zum Ausdruck bringt und voller Sensibilität andere Menschen dabei wahrnimmt.

Häring „tröstet“ nicht in leichtfertiger Weise, er tut etwas viel Wichtigeres und Kostbareres: er macht Menschen, die wie er einen Weg des Leidens gehen müssen, Mut, nicht zu verzweifeln, indem er in ergreifenden, ganz schlichten Worten sich selbst und sein eigenes Erleben, Hoffen und Ringen an die Seite des Kranken stellt. „Wenn viele uns erzählen, wie sie mit der Krankheit fertig geworden sind und wie schwer es ihnen bisweilen gefallen ist, so finden wir uns in einer Lerngemeinschaft. Darum wage ich es hier, von meinem Umgang mit der Krankheit zu erzählen, nicht weil ich meine, darin Vorbild zu sein ...“ (7)

Nicht Vorbild, sondern Mitleidender und Mithoffender möchte er sein und ist er, und genau darin liegt die Glaubwürdigkeit dieses Trostbuches, das als eines der wenigen dieser Art diese Bezeichnung uneingeschränkt verdient.

Karin Frammelsberger

Rey, Karl Guido: Du fehlst mir so sehr. Der Weg der Liebe durch Tod und Trauer. München: Kösel 1998. 242 S., brosch., DM 32,–

Der bekannte Schweizer Psychotherapeut hat mit diesem Buch einen sehr mutigen Schritt getan. Er gibt keine Ratschläge, sondern anrührende Einblicke in seine eigene Trauerwelt, in der sich alles um den frühen Krebstod seiner 1992 verstorbenen Frau Anna dreht. Trotz vieler Bedenken teilt er sich dem Leser in einer Weise mit, daß seine Aufzeichnungen für ähnlich Betroffene, aber auch für Seelsorger und Therapeuten wegweisend sein können. Sein Bericht beginnt

damit ein gängiges Vorurteil zu widerlegen: „Mann trauert nicht ... Ich möchte von meiner Trauer erzählen. Sie war so schrecklich, daß ich glaubte, selber an ihr sterben zu müssen“ (7). Es folgen Gedanken über die personale Identität und Verwandlung im Laufe seines Lebens.

Für die eigene Biografie hat seine Frau Anna die Form eines Märchens gewählt, um von sich in der dritten Person schreiben zu können (23–53). Im Anhang finden sich einige ihrer persönlichen Briefe, die ergänzend zeigen, wie herzlich, lebensfroh und selbstlos sie gewesen ist (207–222). Anschließend erzählt Rey die Geschichte seiner eigenen Liebe und Trauer. Weder seine eigene Vita noch die seiner Frau ist geschönt. Nach seiner Jugend auf dem elterlichen Hof und der Gymnasialzeit in einer Klosterschule wollte er zunächst Priester werden. Nach einem Jahr in Paris und Innsbruck studierte er im Anschluß an das Studium der Theologie Psychologie. Sein Lebensweg war von nun an ein anderer (65). Er lernte Anna kennen. „Anna holte den Adler aus den Felsklüften und den Walfisch aus dem Meer. Es gelang ihr mit ihrer Zärtlichkeit, beide aus ihrer Trennung zu erlösen und mir zu helfen, sie als menschliche Werte zu einem runden Menschsein zusammenzufügen“ (71). Beide heiraten und adoptieren zwei Kinder, da An-

na aufgrund dreier Bauchoperationen keine Kinder bekommen kann. Reys Tagebuch berichtet ausführlich, wie die Liebe zu Anna ihm alle Angst genommen hat, ihn jedoch dann wieder, nach ihrem Tod, in ein tiefes Loch stürzte: „Warum räume ich nicht einfach auf? Ich habe Angst, sie ganz zu vergessen und aus der Erinnerung zu verlieren, wenn ich nicht wenigstens immer wieder ihre Zahnbürste und Pullis anschau und ihr Parfüm rieche. Ich will sie nicht ganz verlieren. Ich möchte noch etwas von ihr behalten. Darf ich mich so an sie klammern? Sind diese Spuren nicht immer die Auslöser der Trauer? Ich brauche die Trauer. Sie ist der einzige Ort, ihr noch begegnen zu können. In der Trauer ist ein Stück Liebe zurückgeblieben“ (124f).

Es dauert noch lange (genau ein Jahr und vier Monate), bis er schließlich durch intensive Exerzitien-Gespräche mit dem Benediktinerpater Anselm Grün seine innere Ruhe findet. Danach schreibt er: „Das Licht war erträglicher geworden und der Schmerz hatte die äußerste Spitze verloren ... Die Mauer der Isolation hatte Löcher gekriegt“ (183). Gerade deshalb, weil diese Spannungspole im ganzen Buch aufrechterhalten bleiben und nichts verschwiegen wird, kann es ohne Zweifel viele berühren.

Georg Maria Roers SJ

In Geist und Leben 2–1999 schrieben:

Helga Melzer-Keller, geb. 1967, verh., Dr. theol., wissensch. Angestellte an der Universität Bamberg. – Neutestamentliche Forschung, Lehraufträge, Erwachsenenbildung, Frauenbildungsarbeit.

Thomas Philipp, geb. 1965, Dr. theol., Pastoralreferent. – Jugend- und Bildungsarbeit, Psychoanalyse und Religiosität, Glaube und Selbsterfahrung.

Gustav Schörghofer SJ, geb. 1953, Dr. phil., Kunsthistoriker, Superior und Rektor der Jesuitenkirche in Wien. – Texte zu Kunstwerken und Künstlern, Ausstellungen.

Heinz Schürmann, geb. 1913, Dr. theol., Dr. h.c. (mult.), Prof. em. für Neutestamentliche Exegese in Erfurt. – Biblische Spiritualität.

Franz-Josef Steinmetz SJ, geb. 1931, Dr. theol., lic. phil., seit 1993 Chefredakteur von „Geist und Leben“. – Biblische Theologie, geistliche Begleitung, Exerzitien.

Georg Toporowsky, geb. 1971, Dipl.-Theol., Pastoralassistent. – Mitarbeit beim Frankfurter Sorgetelefon für Kinder und Jugendliche, Musik, Politik, Soziales.

Gabino Urribarri SJ, geb. 1959, Dr. theol., lic. phil., Dozent für dogmatische Theologie in Madrid. – Geistliche Begleitung, Evangelisierung, Spiritualität, Theologiegeschichte.